Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

43. Jahrgang.

Eine wöchentliche Beilage: Zur kirchlichen Zeitgeschichte; **zwei monatliche Beilagen:** Blätter für Jugendarbeit und Missionsblatt.

1910 | **Berlin-Bremen, den 20. April.** | **Nr. 16**

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: War's nicht in großen Schicksalsstunden? Von Karl Ernst Knodt. — Steudel über die geschichtliche Existenz Jesu. Von Paul Wilh. Schmiedel. — Realpolitik. Von Saxo. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

War's nicht in großen Schicksalsstunden?

War's nicht in großen Schicksalsstunden,
Die weiter dich und weit geführt,
Daß dich in Wonnen und in Wunden
Das Übergroße hat berührt?

Du trägst es still durch's laute Leben,
Dich trägt es stark durch Nacht und Not.
Es wird den letzten Schleier heben,
Wenn du in's Auge schaust — dem Tod!

Bensheim a. d. B. Karl Ernst Knodt.

Steudel über die geschichtliche Existenz Jesu[1].

Von Professor D. Paul Wilh. Schmiedel in Zürich.

Neben Drews, der jetzt in aller Munde ist, nimmt Pastor Steudel in Bremen mit seiner Leugnung des geschichtlichen Jesus eine gesonderte Stellung ein. Ein Wort über sie dürfte um so eher am Platze sein, als in den Gegenschriften fast nur Drews berücksichtigt wird. Zwar bezeichnen beide Männer sich gegenseitig als vollständige Bundesgenossen (Steudel auf S. 46, Drews im Freien Wort 1909, S. 591—593); aber völlig einig sind sie doch nur in dem Wunsche, leugnen zu können, daß Jesus gelebt habe.

Von diesem Gedanken muß man unseres Erachtens ausgehen, wenn man einerseits Steudels ganze Position und andrerseits die Einreihung seiner Schrift in die Serie „Deutsche Wiedergeburt" verstehen will. Am Schluß des ganzen, S. 41—45, taucht „unser Volk", „unser germanisches Naturgefühl", „die deutsche Gemütsart" auf. Sie bedarf „eine Religion des tatendurstigen Kulturwillens", „monistischen Geist", „durch wissenschaftliche Erkenntnis vertiefte, durch gesunde Kunstpflege verklärte Lebensfreudigkeit", „eine heilige Anbetung der unabänderlichen Ordnungen der Natur". Dabei ist es „unsere eigenste Sache, nach unserm Fühlen und Empfinden zu entscheiden, was wir anbeten . . . wollen"; „Protestantismus ist nichts anderes als bewußte Pflege des Individualismus" (S. 35). Deshalb ist es unmöglich, den Jesus des Neuen Testaments, einen vor 2000 Jahren erschienenen Menschen jüdischer Nationalität, als Autorität gelten zu lassen und „eine auf Sünden- und Schuldbewußtsein systematisch abrichtende Priesterreligion orientalischer Herkunft" noch länger zu ertragen. „Unsere Religion ist ein aus Vertrauen auf unsere geistigen und sittlichen Kräfte geborener Zukunftsglaube" (S. 42, 44).

Von hier aus glauben wir den Hauptteil der Schrift, den über das Christusproblem, uns erklären zu müssen. Der Verfasser bekämpft nämlich fortwährend „die liberale Theologie", spricht dabei aber stets so, als ob sie nur solche Vertreter habe, denen der biblische Jesus unbedingte Autorität sei. Er nennt Bousset (der kurz vorher ein Vermittelungstheolog heißt), Weinel, Wernle, Naumann, Otto, Jülicher, Joh. Weiß, Koppermann. Er weiß, daß „sich von dieser absolut autoritativen Einschätzung der Person Jesu schon ein großer Bruchteil der liberalen Theologie nicht bloß in der Tat, sondern auch im Prinzip emanzipiert hat". Trotzdem identifiziert er die liberale Theologie fortwährend mit der ihm so unsympathischen „Jesustheologie". Man sollte glauben, er habe genug Theologen nahegestanden, die Jesus soweit verehren, als er ihnen etwas bietet, aber sich an ihn nicht als an eine unbedingte Autorität gebunden fühlen, und er könne bei einer solchen Stellung ebenfalls seine Befriedigung finden. Aber nein! Die Vorstellung, daß die ganze liberale Theologie (ich gebrauche das Wort, weil Steudel es gebraucht) in Jesus eine, ja die unbedingte Autorität erblicke, scheint es bewirkt zu haben, daß Steudel, um eine richtige religionsphilosophische Position zu gewinnen, ein historisches Urteil nötig findet, das Urteil, daß Jesus nicht existiert habe.

Wenn ich diesem Urteil entgegentrete, so darf ich vielleicht etwas eher als mancher andere auf Gehör rechnen, da ich in meinem Vortrag über „die Person Jesu im Streite der Meinungen der Gegenwart" [2]) erklärt habe:

[1]) Steudel, Friedr., Das Christusproblem und die Zukunft des Protestantismus. Leipzig und Zürich, Schröter, 1909. Nur (!) auf dem Schmutztitel: Deutsche Wiedergeburt, Schriften zur nationalen Kultur, herausgegeben von Ernst Wachler. Band IV.

[2]) Protestantische Monatshefte 1906, S. 257—282 (auch separat, Leipzig, Heinsius, 40 Pf.). Ich setze den Abschnitt aus S. 281 bezw. 29 vollständig her, in der Hoffnung, daß er nicht durch willkürliche Auslassungen oder Sperrungen entstellt wird wie mein Vorwort zu Smith (s. mein Nachwort in der nächsten Nummer).

„Meinem innersten religiösen Besitz würde kein Schaden geschehen, wenn ich mich heute überzeugen müßte, daß Jesus gar nicht gelebt habe. Vermissen würde ich es freilich, daß ich nicht zu ihm als einem wirklichen Menschen zurück- und emporblicken könnte; aber wissen würde ich doch, daß ich das Maß von Frömmigkeit, das längst mein Eigentum geworden ist, nicht deshalb wieder verlieren kann, weil ich es nicht mehr von ihm herleiten dürfte. Ja, ich könnte eine Klärung der Frage, worauf sich eigentlich unser Gottesglaube gründe, davon erwarten, wenn es eines Tages ganz unglaubhaft würde, daß Jesus gelebt hat. Aber als Geschichtsforscher kann ich nur sagen, daß dazu keine Aussicht ist."

Beginnen wir also, geleitet von dem reinen Interesse des Historikers, der nur die eine Frage kennt: wie ist die Sache gewesen? und nur den einen Wunsch, das in der Überlieferung Gegebene überall richtig zu verstehen und nirgends zu vergewaltigen; und beginnen wir gleich bei der Hauptsache.

Wer die hergebrachte Ansicht über die Entstehung des Christentums bestreitet, muß eine bessere an deren Stelle zu setzen wissen. Und Steudel versichert ja auch ganz wie Drews, seine Hypothese sei mindestens ebenso wahrscheinlich wie die bisherige Anschauung, die ebenfalls nur eine Hypothese sei. Welches ist nun die seinige?

„Ausgangspunkt des Christentums ist ein Glaube, eine Hoffnung: die Erwartung des nahen Weltendes, das mit dem Erscheinen des in den jüdischen prophetischen und apokalyptischen Schriften geschilderten Messias hereinbricht. Dieser Messias, ursprünglich als ein Befreier aus der gegenwärtigen Not der Sklaven und Armen, als Bringer einer neuen Gerechtigkeit gedacht, bildet sich unter dem Einfluß gnostischer Vereine und griechischer Mysteriengenossenschaften in einen Erlöser von sittlich-religiöser Bedeutung um, der seinen Gläubigen Leben und Seligkeit vermittelt. Der Boden dieser bald in einander verschmelzenden Glaubensbildung ist die jüdische Diaspora" (S. 32 f.).

So viel Sätze, so viel Unmöglichkeiten. Richtig ist einzig, daß ein solcher Messias erwartet wurde und daß die Armen und Gedrückten von ihm Besserung ihrer Lage erhofften. Aber erwartet wurde er durchaus nicht bloß von ihnen; die Hoffnung auf ihn war eine nationale, nicht eine Standessache. Und wenn nun nach Steudel nie jemand aufgetreten war, in dem man diesen Messias erblicken konnte, wie kamen dann gerade die Sklaven und Armen dazu, ihn für gekommen zu halten? War denn irgendwo eine glückliche Zeit für sie angebrochen? Nicht von ferne. Und wie verwandelte sich seine Gestalt, wenn sie doch die Ideale seiner Verehrer zum Ausdruck bringen soll, in einen „Erlöser von religiös-sittlicher Bedeutung", sagen wir sofort: in ein Opfer für Sünde, die doch solche Leute nicht bei s i c h suchen, in einen Verkündiger der Lehre, beim Empfang eines Schlages auf den einen Backen solle man auch den andern Backen hinhalten, also in das genaue Gegenteil dessen, was den heißen Wunsch seiner Anhänger ausmachte? Wenn diese Religion der Entsagung nicht durch einen bestimmten, alle Geister überragenden und mit sich fortreißenden Mann gebracht worden ist, woher stammt sie? Aus den gnostischen Vereinen und den griechischen Mysteriengenossenschaften, sagt Steudel. Nun, diese versprachen ihre Mitglieder durch tiefsinnige Theorien und geheimnisvolle Zeremonien in eine unmittelbare Berührung mit der Gottheit zu bringen und ihnen dadurch göttliche Kräfte zuzuführen; aber von einer solchen Entsagungsreligion ist bei ihnen nichts bekannt. Und wenn am Gnostizismus sich Juden in heidnischer Umgebung beteiligten, so doch keinesfalls an griechischen Mysteriengenossenschaften; denn da wurden bestimmte heidnische Götter verehrt, wozu sich Juden jener Zeit nie herbeiließen. Und doch behauptet Steudel und muß behaupten, die Träger der ganzen Bewegung seien Juden gewesen; sonst wäre es ja niemandem eingefallen, sich den Messias, in dem sich alle Wünsche verkörperten, als einen Mann aus dem verachteten, ja verhaßten Volke der Juden vorzustellen. Aber bildeten denn Juden die Gesamtheit oder auch nur eine beträchtliche Zahl der Sklaven und Armen, die von dieser Bewegung ergriffen gewesen sein sollen?

Kurz, wo man auch einsetzt, nirgends ist die Sache vorstellbar. Der Versuch Kalthoffs, den Steudel hier wieder aufnimmt, das Christentum aus einer proletarischen Bewegung zu erklären, ist in dieser Form von seinen Vertretern noch gar nicht bis zum Ende durchgedacht worden. Und während Kalthoff noch einige Anstrengungen machte, um das Unmögliche als möglich erscheinen zu lassen, erklärt Steudel: „Selbstverständlich konnte ich hier nur eine Skizze davon geben, wie sich mir der Verlauf der Entwicklung darstellt. Auf Begründung des Einzelnen mußte ich verzichten" (S. 34). Warum? Weil der Verleger der „Deutschen Wiedergeburt" angekündigt hat, jedes Heft koste nur 1 Mark?

Doch hören wir Steudel da fortfahren, wo wir seine Darstellung oben unterbrochen haben.

„Ein wesentliches und neues Element wurde in dem Messiasglauben eingetragen durch die Deutung des in Jesaja 53 geschilderten „Gottesknechtes" auf den Messias. Diese Erweiterung des Messiasglaubens fand um so willkommenere Aufnahme, als auch in heidnischen Mysterienkulten" („in Syrien und Palästina, Anatolien und Ägypten") „die Erlösung durch einen sterbenden und auferstehenden Gott gelehrt wurde" (S. 33).

Hier differiert Steudel stark von Drews und hat dabei die verhältnismäßig bessere Position. Der Kultus der heidnischen Götter, deren Sterben und Auferstehen den jährlichen Wechsel von Winter und Frühling abbildet, ist bei Drews der eigentliche Ausgangspunkt für die Entstehung des Christentums; und zwar sollen es jüdische Sekten sein, die ihn schon vor unserer Zeitrechnung pflegten und daraus die Gestalt ihres Messias entnahmen. Aber Juden der letzten vorchristlichen Jahrhunderte verehrten eben keine heidnischen Götter, und unter ihrem Messias dachten sie sich den siegreichen Bringer einer seligen Zukunft; die ersten Spuren des Gedankens, daß er zum Heil seines Volkes leiden solle, finden sich bei einzelnen Juden im zweiten christlichen Jahrhundert (Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes, 3. Aufl., II, 553—556). Steudel tut also sehr recht, ihn nicht zum Ausgangspunkt zu machen, wie es auch von einem gewissen Maße von Vorsicht zeugt, daß er nur die den Juden einigermaßen nahe gelegenen Länder und nicht mit Drews Indien usw. in Betracht zieht.

Aber nun fragt es sich eben, was dazu führte, das „neue Element" vom sterbenden Gott in die Messiasidee „einzutragen"; und das kann Steudel nicht sagen. Insbesondere nicht, wenn es Juden waren, die diese Eintragung vollzogen haben sollen; denn Juden dachten sich ihren Messias eben als einen siegreichen Herrscher, und was von heidnischen Göttern herkam, hätte sie am wenigsten vermocht, die Hoffnung auf einen solchen aufzugeben. Erst wenn eine bestimmte Persönlichkeit, die als der Messias galt, den Tod erlitt, konnten jüdische Verehrer von ihr sich in den Gedanken finden, Gott müsse diesen Tod wohl gewollt und damit einen Zweck zum Heil der Menschen verfolgt haben; und jedenfalls erst von hier aus sind die erwähnten Juden, die sich dem Christentum nicht anschlossen, zu der Meinung gekommen, wenn ihr Messias komme, werde er zunächst sein Leben als Opfer für die Sünde hingeben müssen.

Aber nun die Schriften des Neuen Testaments? Keine ist nach Steudel (S. 15 und 32) früher als um die Mitte des zweiten Jahrhunderts geschrieben. Also auch die paulinischen Hauptbriefe nicht, die Drews mit soviel Nachdruck für echt erklärt — abgesehen von gewissen Stellen, die gar zu deutlich auf Jesus als eine geschichtliche Person hinweisen. Steudel hat gleich den meisten seiner Vorgänger richtig gesehen, daß an Streichung Jesu aus der Geschichte nicht gedacht werden kann, solange diese Briefe als echt anerkannt werden. Aber ob er weiß, welchen Unmöglichkeiten er sich nun seinerseits aussetzt? Der Leser erfährt davon nichts.

Mit der Entstehung der neutestamentlichen Schriften verhält es sich bei Steudel verblüffend einfach. Da nach seiner Meinung Evangelien und Apostelgeschichte nichts von den Briefen wissen und umgekehrt, sind beide Gruppen gleichzeitig und von einander unabhängig verfaßt, und zwar wahrscheinlich jene in Rom, diese in Kleinasien (S. 31 f.). Um 115 war in Rom „der Kern der Evangeliendarstellung, die Leidensgeschichte, bereits bekannt" (S. 28; s. unten über Tacitus); um und nach 150 „scheinen die Verfasser der Briefe von dem in den Evangelien fixierten Erzählungsstoff nichts gewußt zu haben" (S. 31). „Die . . . apostolischen Briefe scheinen in der außerkanonischen Literatur gar nicht bekannt zu sein zu einer Zeit, wo doch schon die Evangelien erwähnt werden" (S. 31), d. h. also für Steudel: nach 150; und dabei schreibt im sogenannten ersten Clemensbrief (47, 1) die römische Gemeinde an die korinthische: „Nehmt zur Hand den Brief des seligen Paulus; was hat er euch im Anfang der Verkündigung des Evangeliums geschrieben über sich und Apollos und Kaphos?" (1. Kor. 1, 12). Dieser Clemensbrief muß um 96 oder allerspätestens zu Anfang des zweiten Jahrhunderts verfaßt sein. Wann setzt ihn Steudel? — Doch es ist unmöglich, auf diese Fragen diesmal einzugehen. In meinem „Handkommentar" habe ich am Beginn der Einleitung zu den Korintherbriefen alles Wichtige über die paulinischen Hauptbriefe zusammengestellt.

Wenden wir uns also zu den drei ersten Evangelien (das vierte läßt Steudel wie Drews mit Recht außer Betracht). Steudels Hauptthese ist hier die: sie gestatten in keiner Weise, Jesus als eine menschliche Person zu fassen, auch nicht, eine solche im Hintergrunde ihrer Darstellung noch zu erkennen, sondern sie zeichnen von vornherein und lediglich ein göttliches Wesen, das nur gekommen ist, um durch Wunder seine Macht über den Satan zu erweisen, vorzüglich aber den Opfertod im Sinn der Lehre der paulinischen Briefe auf sich zu nehmen und dann durch die Auferstehung in den Himmel erhoben zu werden — also ein Wesen, das nie als Mensch gelebt habe (S.8, 11—13).

Steudel betont mit dem größten Nachdruck, dieses Christusbild der Evangelien sei ganz einheitlich. Auch in dem Wort am Kreuz: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" oder in dem Bericht über Nazareth: „er konnte dort kein Wunder tun, außer daß er wenige Kranke durch Handauflegung heilte, und wunderte sich über ihren Unglauben", oder in dem Ausspruch: „diesem Geschlecht wird kein Wunderzeichen gegeben werden"? (Mark. 15, 34. 6,5. 8,12). Die „liberale" Theologie hat auf die übermenschlichen Züge in dem Christusbilde der Evangelien mit dem größten Nachdruck hingewiesen; aber daß dieses Bild n u r solche Züge trage, ist einfach nicht wahr. Oder warum sollte sonst dieser Jesus auf die Anrede „Guter Meister" antworten: „Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein"; warum sollte er bekennen: „Tag und Stunde (des Weltendes) weiß niemand, auch die Engel im Himmel nicht, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater"; warum sollte er eine Lästerung gegen seine Person für vergebbar und nur eine gegen den heiligen Geist für unvergebbar erklären, und warum wäre berichtet, daß seine Verwandten ihn für geistesgestört hielten? (Mark. 10, 18. 13, 32. 3, 20f. Matth. 12, 32). Gerade weil nur Verehrer Jesu in den Evangelien die Feder geführt haben, ist es unmöglich, daß solche Aussprüche ihrem selbstgemachten Bilde eines Messias entstammen; sie müssen so bestimmt überliefert gewesen sein, daß man nicht umhin konnte, sie für wahr zu halten und aufzunehmen. Mit wieviel Überwindung, das kann man nicht besser sehen als daran, daß sie mindestens von einem der beiden andern Evangelisten weggelassen oder so umgeändert worden sind, daß sie der Verehrung Jesu nicht mehr im Wege standen (z. B. Matth. 13, 58: Jesus t a t in Nazareth nicht viele Wunder wegen ihres Unglaubens).

Um die Wichtigkeit dieser Stellen noch besser ins Licht zu setzen, habe ich ihnen einen Namen gegeben: Grundsäulen eines wahrhaft wissenschaftlichen Lebens Jesu. Ich rechne dazu außer obigen sieben noch Matth. 11,5 f. und Mark. 8, 14—21, deren Erläuterung hier zu umständlich wäre. [3]) Doch nicht die Auswahl der Stellen ist das Entscheidende, sondern der Grundsatz, in ihnen das erste Glaubwürdige innerhalb der Evangelien zu erblicken. In diesem Grundsatz weiß ich mich mit jedem Historiker einig, der eine außerbiblische Schrift untersucht, die von Verehrung für ihren Helden zeugt.

Steudels Leser erfahren nichts davon, daß solche Stellen in den Evangelien stehen, die schon ganz für sich allein ein hinreichend deutliches Bild eines wirklichen und wahrhaft menschlichen Jesus liefern. Er behauptet nun aber weiter, „die ganze Tendenz der Evangelien" setze „die paulinische Erlösungslehre voraus" (S. 25, vgl. S. 10), d.h. die Lehre vom Opfertode des Messias, ohne den Sündenvergebung und ewige Seligkeit unmöglich sei. Warum finden sich dann aber ganze zwei Aussprüche Jesu, in denen man diese Lehre wiederzuerkennen glaubt? (Mark. 14, 22 bis 24. 10, 45; übrigens mit Unrecht, s. Protestantische Monatshefte 1899, S. 144—148). Warum füllen diese Bücher ihre Blätter mit der Verkündigung ihres Messias, selig werde man dadurch, daß man reines Herzens sei, seine Feinde liebe oder gleich dem verlorenen Sohn reuig zu seinem Vater zurückkehre, ohne daß es eines Opfers bedarf? Wenn von jener Tendenz der Evangelien nur Steudel weiß und ihr Jesus allermindestens in seinen Reden nicht, so wird die Sache bedenklich. In der Tat steht nur ein einziger Ausweg offen: „Jedem unbefangenen und aufmerksamen Leser . . . stellen sich die einzelnen Anekdoten aus dem Wirken des neuen Heilsbringers nur als episodenhaftes Beiwerk dar, durch das eine Lücke ausgefüllt werden sollte, die sich zwischen seiner Geburt bezw. seiner . . . Taufe und seinem eigentlichen Erlösungswerk, dem Leiden, Sterben und Auferstehen, empfindlich bemerkbar macht" (S. 9 f.).

Diesen Satz muß man verstehen: er ist die Erklärung des Bankerotts. Die Hauptmasse des Inhalts der drei ersten Evangelien bloß Füllsel! Und wenn der Ausdruck „Anekdoten" nur Wundergeschichten und dergleichen einzuschließen scheint, so ist nicht zu übersehen: der Satz gilt ebenso von den ganzen Reden Jesu, denn auch sie stehen zwischen der Tauf- und der Leidensgeschichte, ja, Steudel schreibt S. 10 ausdrücklich: „Jedenfalls ist alles in den Evangelien Vorangehende nur eine die Göttlichkeit des Erlösers veranschaulichende Einleitung zu dem eigentlichen Erlösungsdrama." Also die Evangelisten hatten die bewußte Tendenz, in Geburt, Taufe und Leiden das göttliche Opferlamm darzustellen, und lassen es während seines ganzen Lebens eine Ethik verkündigen, die von dem Opfergedanken ganz unberührt ist. Nein, etwas höher möchten wir sie doch einschätzen. Und wenn wir alles gebührend erwägen, was Steudel Richtiges von übermenschlichen Zügen ihres Christusbildes sagt, so kommt nur soviel heraus, daß dieses Bild ein Doppelantlitz zeigt; und das gerade ist das Problem, das ursprüngliche und das darübergemalte Antlitz zu scheiden, eine Aufgabe, die Steudel nur deshalb für verboten erklären kann, weil er von den menschlichen Zügen keine Notiz nimmt.

---

[3]) **Man findet die ganze Sache besprochen in meinem oben genannten Vortrag und ausführlicher in meinem Religionsgeschichtlichen Volksbuch (I, Nr. 8, 10 und 12) über die Johannesschriften (s. im Register: Grundsäulen). Bestritten sind meine Ausführungen von Hertlein in den Protestantischen Monatsheften 1906, S. 386 bis 392; mit welchem Erfolge, wolle man aus meiner Erwiderung daselbst ersehen.**

Wir haben absichtlich zuerst die wichtigsten positiven Behauptungen Steudels untersucht, zugleich um ein Urteil darüber zu gewinnen, ob seine Auffassung wirklich, wie er S. 25 verspricht, alle die Schwierigkeiten mit einem Schlage löst, die bei der Annahme eines geschichtlichen Jesus unlösbar seien. Es ist nun ganz unmöglich, diese hier alle zu erörtern. Daß die evangelische Geschichte große Schwierigkeiten enthält, hat wohl noch niemand bestritten, und man kann deren leicht auf fünf Zeilen mehr aufzählen, als sich auf fünf Seiten lösen lassen. Aber es fragt sich eben, ob ihretwegen ein geschichtlicher Jesus geleugnet werden muß; und deshalb seien einige hier noch kurz besprochen.

„Ist es denkbar, daß die gründliche Apotheose einer geschichtlichen Persönlichkeit . . . sich in unmittelbarer Nähe von Augenzeugen seines Wirkens in der unglaublich kurzen Zeit von 5—10 Jahren vollzogen habe?“ (S. 25 f.). Wir antworten zunächst mit der Gegenfrage: Wie kam man dazu, in so kurzer Zeit zu glauben, daß ein Messias gestorben und auferstanden sei, wenn doch niemand sagen konnte, welcher, wo, wann und wie? Mehr Zeit nimmt Steudel hierfür schwerlich in Anspruch; wenigstens sagt er das nie. Er bestreitet nämlich nicht die Tätigkeit des Wanderpredigers Paulus aus Tarsus in den fünfziger Jahren und betont, daß dieser schon überall im weiten römischen Reich Gemeinden von Messiasgläubigen vorgefunden habe (S. 22 und 25). Auch die paulinische Lehre vom Opfertod des Messias hatte sich „in ihren Grundzügen wenigstens und mit den sie symbolisierenden Mysterien (Abendmahl und Taufe) längst im Gemeindeleben festgesetzt“, ehe um die Mitte des zweiten Jahrhunderts christliche Schriften entstanden (S. 32). Also wie kam man dazu, den Messias, den man als einen zukünftigen machtvollen Befreier erwartete, plötzlich für gestorben zu halten? Und zwar natürlich unter bestimmten Umständen gestorben. Steudel meint (S. 33) freilich, „das Wie und Wo des Todes und Auferstehens des Messias“ möge „in seinen Gemeinden zunächst noch gar nicht erörtert worden sein“, und scheint diesen Zustand etwa 100 Jahre lang andauern zu lassen, bis die drei ersten Evangelisten die Sache fixierten; denn nach S. 30 wußte noch der vierte Evangelist, daß deren Darstellung nicht als Geschichte zu nehmen sei. Aber man stelle sich einmal ein solches Jahrhundert vor!

Dagegen ist die Umbildung bei der gewöhnlichen Auffassung ganz begreiflich, wenn man nur mit den Zeitvorstellungen rechnet. Daß der Messias auf Erden auftreten werde, stand in jüdischen heiligen Schriften; in anderen stand, er werde vom Himmel kommen. Wenn nun ein Mann aufgetreten war, der seinen Anhängern als der Messias galt, und wenn er doch gestorben war, so war der Glaube, er werde nun vom Himmel wiederkommen, ohne weiteres gegeben; denn daß er in den Himmel erhoben werde, machte für jene Zeit nicht die geringsten Schwierigkeiten. Nicht binnen 5—10 Jahren, sondern binnen wenigen Tagen wurde in den Augen seiner Anhänger aus dem verehrten Meister, mit dem sie noch vor kurzem gegessen und getrunken hatten, der aber als Messias doch schon göttliche Kräfte in sich getragen, ein himmlisches Wesen, ausgestattet mit noch viel größerer Wundermacht, als er sie schon auf Erden gehabt.

Also nichts bedurfte es hierzu als des Glaubens an Jesu Auferstehung. Es ist bemerkenswert, daß Steudel hier die „liberale“ Theologie an einer Seite zu fassen sucht, die er sonst korrekterweise nicht berührt: ob sie „es nicht peinlicher empfinde, eine Erscheinung von welterlösender Bedeutung, als welche das Christentum ihr erscheint, auf das windige Fundament eines Mißverständnisses, hervorgegangen aus den ekstatischen Zuständen um ihre Erwartung betrogener Menschen, aufbauen zu müssen“? (S. 20). Nein, mit Zeitvorstellungen und mit so vielfach bezeugten Vorkommnissen, wie es Visionen doch sind, zu rechnen ist dem Historiker nie peinlich, sobald es zur Erklärung von Tatsachen nötig ist; peinlich ist ihm nur, Tatsachen übersehen zu müssen, um Luftkonstruktionen ausführen zu können. Und dem religiösen Menschen ist keine Tatsache der Geschichte peinlich, durch die ihm Heil zufließt; er erblickt in ihr nur eine Wendung der oft wunderbaren Wege Gottes, gerade wie der einzelne Fromme die Wurzeln seiner Kraft in seinem Kinderglauben liegen weiß, obgleich er dessen Engelvorstellungen und dessen naive Art des Verkehrs mit Gott längst als objektiv irrig erkannt hat.

In der schon berührten raschen Ausbreitung des neuen Glaubens vor den fünfziger Jahren erblickt Steudel (S. 22 und 25) „das Wunder der Wunder“, wenn sie durch Missionstätigkeit der so ungebildeten Urapostel erreicht worden sein sollte. Nun wird sie von Steudel in ganz unerlaubter Weise übertrieben. Ferner rechnet er gar nicht damit, daß man von einer Reise den neuen Glauben mit nach Hause bringen konnte, ohne daß Missionare zu kommen brauchten. Immerhin könnte seine Idee, daß proletarische Kreise ihn besonders freudig aufnahmen und verbreiteten, willkommen sein; nur folgt daraus nicht im mindesten, daß Jesus nicht gelebt habe. Und nicht etwa dürften heidnische Mysterienvereine herangezogen werden; denn aus diesen, die ja einem „Götzen“ dienten, mußte jeder Anhänger der neuen Lehre austreten.

„Die Tatsache, daß eine Stadt Nazareth weder im Alten Testament, noch von Josephus, noch auch vom Talmud, der über 60 ihm bekannte Städte Galiläas aufzählt, erwähnt wird, also zur fraglichen Zeit gar nicht existiert hat, macht den Theologen auffallend wenig zu schaffen“ (S. 9). Ähnlich Drews, gestützt auf Smith. Aber wenn sie nun zu unbedeutend war? Übrigens hätte man gerade bei Cheyne, auf den Drews sich beruft, oder bei dem in einem so bekannten Werke wie Guthes Bibelwörterbuch zitierten Franz Delitzsch lesen können, daß jüdische Gelehrte seit langem ein Klagegedicht des jüdischen Synagogaldichters Kalir über die 24 Priesterklassen behandelt haben, die er mit ihren Wohnsitzen in Galiläa anführt. Da er erst im 9. Jahrhundert schrieb, muß ein älteres Verzeichnis dieser Wohnsitze zugrunde liegen. Samuel Klein, der jetzt (Beiträge zur Geographie und Geschichte Galiläas, 1909) die Sache sehr eingehend behandelt, setzt es mit plausiblen Gründen in die Zeit zwischen 135 und dem Ende des 3. Jahrhunderts. Darin kommt Nazareth vor.

Hiermit vergleiche man nun die Vermutung von Smith, die Steudel teilt: der Name der Stadt sei erst erschlossen aus dem Namen Nazoräus oder Nazarenus, der „Schützer, Heiland“ bedeute und einen schon vor unserer Zeitrechnung an vielen Orten verehrten Gott bezeichne, der auch den Namen Jesus getragen habe und die Urgestalt des biblischen Jesus bilde. Nachdem man den Schluß gezogen, dieser müsse aus einer Stadt namens Nazareth oder Nazara stammen, habe man eine solche erbaut oder eine schon bestehende so benannt. Um von der Kühnheit dieser Hypothese ganz abzusehen: zum Wohnsitz einer jüdischen Priesterfamilie paßt sie doch wohl nicht. Über jenen Gott „Nazoräus“ oder „Jesus“ aber sei einfach bemerkt, daß er nur einer Vermutung seine Existenz verdankt, die nicht nur durch kein einziges Zeugnis zu belegen, sondern auch nicht einmal irgendwie wahrscheinlich zu machen ist.

Besonders viel muß Steudel an der Behauptung gelegen sein, „die Schilderung der Pharisäer in den Evangelien“ sei „eine Karikatur des geschichtlichen Tatbestandes“ (S. 16); sonst würde er nicht einen Ausdruck brauchen, der anderwärts glücklicherweise nicht wiederkehrt: die historisch-kritische Theologie habe dies „geflissentlich übersehen“. Von dem „russischen Talmudforscher Chwolson“ läßt er sich Brief und Siegel geben, daß „die Pharisäer

gar keine Ursache hatten, Christus zu verfolgen, da die Lehren desselben im ganzen und großen zu den ihrigen nicht nur in keinem Widerspruch, sondern in vollem Einklange mit ihnen standen". Aber nennt er sie denn nicht Heuchler und Otternbrut? Steudel spricht gerade hier von dem „harmlosen Rabbi von Nazareth". Da aber für ihn ein solcher Rabbi nie gelebt hat, muß er ihn, wenn er von ihm sprechen will, doch wohl so nehmen, wie er in der Bibel beschrieben ist; und Chwolson muß das selbstverständlich. Zuerst wäre also umgekehrt zu fragen, ob Jesus Ursache hatte, sich gegen die Pharisäer zu erklären. Und da ist es nun doch wohl etwas viel verlangt, daß man ihr heuchlerisches, religiös verknöchertes und sogar raffiniert betrügerisches Wesen deshalb nicht für geschichtlich halten dürfe, weil sie in ihren eigenen Schriften sich dessen nicht schuldig bekennen. Diese Eigenschaften sind so sehr die zugehörige Kehrseite ihrer guten Züge, daß gar kein Grund vorliegt, sie zu bezweifeln.

Steudel will sich aber durch dieses forcierte Urteil offenbar den Weg dazu bahnen, in den Pharisäern der Evangelien eine verhüllende Zeichnung der „orthodoxen Synagoge des zweiten Jahrhunderts" zu sehen, die dem Christentum wegen seiner damals beginnenden Gesetzesfreiheit feind war (S. 24). Das ist die allegorische Auslegungsmethode, durch die er z. B. auch herausbringt, durch das Auftreten Jesu in Galiläa wollten die Evangelisten andeuten, daß der Glaube an ihn sich in der jüdischen Diaspora, also außerhalb Galiläas, verbreitete, durch Kapernaum die Küstenstädte des Mittelmeeres, in denen er am raschesten Boden faßte (S. 33) — eine wenig schöne Erbschaft von Kalthoff. Aber freilich: zuzugeben, daß die Evangelien von wirklichen Pharisäern sprechen und Jesus so ganz in die jüdischen Verhältnisse hineinstellen — um 150, wo diese kaum jemanden in der Kirche noch interessierten —, das wäre für Steudels Ansicht wirklich bedenklich.

Doch wir dürfen nur noch ein paar Punkte erwähnen, die sich mit wenigen Worten erledigen lassen.

Hätte Jesus sich Menschensohn genannt und Paulus die ihm zugeschriebenen Briefe verfaßt, sagt Steudel S. 31 f., so müßte dieser Name darin wiederkehren; der Verfasser kenne ihn aber offenbar gar nicht. „Eine Lösung dieses Rätsels suchen wir bei der kritischen Theologie vergeblich." Nun, gerade ich darf mich auf meinen Nachweis (Protest. Monatshefte 1898, 261 f.) berufen, daß er ihn gekannt hat. Dort findet Steudel auch die sehr einfache Lösung des Rätsels, daß er ihn nicht anwendet: seine heidenchristlichen Leser hätten darunter einen reinen Menschen verstanden, also das Gegenteil von dem, was er über Christus ihnen einprägen wollte.

Fast allgemein ist anerkannt, daß Matthäus und Lukas die Reden Jesu, die nur bei ihnen beiden, und zwar vielfach wörtlich übereinstimmend, sich finden, aus einer gemeinsamen Quelle entlehnt haben. Steudel hätte eigentlich gar nicht nötig, es zu bestreiten; denn es müßte ihm doch ein Leichtes sein, diese Quelle sehr spät anzusetzen und ganz unglaubwürdig zu finden. Er bestreitet es aber (S. 13 f.), und zwar mit Hinweis darauf, daß die beiden Evangelisten in diesen Reden doch auch wieder differieren, z. B. beim Vaterunser. Gewiß. Das Vaterunser brauchten sie eben nicht aus der Quelle abzuschreiben, denn das konnten sie schon lange; und ebenso manches andere, was sie schon oft erzählt hatten, ehe sie ihre Bücher schrieben. Nur konnte es jeder anders. Aber die wörtlichen Übereinstimmungen sind es, die erklärt sein wollen.

Nun soll diese Quelle aramäisch abgefaßt gewesen sein, und das weist allerdings in ziemlich frühe Zeit. Steudel wendet deshalb ein (S. 13), es zeigten sich nirgends Übersetzungsspuren. Aber wenn der Übersetzer beide Sprachen gut beherrscht, zeigen sich solche nie.

Daß der Hohe Rat zu Jerusalem am Festtag keine Gerichtssitzung über Jesus habe halten dürfen, ist schon oft betont worden. Aber gerade der von Steudel zitierte Brandt erwägt den Gedanken, der eine sehr einfache Lösung der Frage enthält. Da der Hohe Rat ein Todesurteil damals nicht mehr vollstrecken durfte, hatte es auch keinen Wert, es formell zu fällen. Der Vorsitzende brauchte also zu Beginn nur zu sagen: Wir halten jetzt keine Gerichtssitzung, sondern bereiten bloß eine Anklage bei Pilatus vor. Damit war die ganze juristische Schwierigkeit beseitigt. Die Christen erfuhren von dieser Bemerkung entweder nichts oder sie beachteten sie nicht, da sie doch durchschauten, daß sie nur ein Kniff war.

Was nichtchristliche Schriftsteller betrifft, ist Steudel so verständig, nicht, wie Drews, die Stelle des Tacitus (Annalen XV, 44) für eingeschoben zu erklären (S. 28). Seine eigene Auskunft freilich, Tacitus werde sich bei den Christen in Rom selbst nach dem Urheber ihrer Sekte erkundigt haben, ist sehr bedenklich. Tacitus schrieb um 115, aber er schöpfte aus Vorgängern (Annalen XIV, 2 und sonst), von denen z. B. Cluvius ein Zeitgenosse Jesu war, und deren Berichte gehen in letzter Linie auf die Protokolle der Senatsverhandlungen zurück. Übrigens entnehme ich einer Zeitungsmitteilung von Andresen, einem Herausgeber des Tacitus, daß Hochart, der Gewährsmann von Drews für die spätere Einschiebung unserer Stelle, bereits 1890 dazu fortgeschritten ist, die beiden Hauptwerke des Tacitus in einem Buche von 400 Seiten für Erzeugnisse der Humanistenzeit zu erklären, also ähnlich wie Johnson 1887 in Antiqua Mater (anonym) Jesu Geschichtlichkeit leugnete und Marcion (um 140) für den ersten Reformator des Christentums erklärte, 1890 aber in The Rise of Christendom das Judentum nach dem Jahre 1000 nach Chr. in Spanien und das Christentum samt Eusebius, Hieronymus, Augustin usw. vom 13. Jahrhundert an entstehen ließ.

Über die außerchristlichen Schriftsteller des Altertums, bei denen man eine Erwähnung Jesu vergeblich sucht, haben andere schon das Nötige gesagt. Daher nur noch ein Wort über zwei Gründe gegen Jesu Geschichtlichkeit, die Steudel (S. 28 f.) von Vollers übernommen hat: Wir haben keine Zeile von einem Augenzeugen des Lebens Jesu und keine Beschreibung seines körperlichen Aussehens. Nun, S. 22 sagt Steudel selbst, die Urapostel seien Leute ohne jede Schulbildung gewesen; und daß er auch noch eine Beschreibung von Jesu Augen, Haaren usw. verlangt, ehe er an seine Existenz glauben will, geht wirklich etwas weit.

Doch das Bedenklichste sind nicht solche einzelne Argumente, sondern die ganze Art, die Hauptfrage anzufassen. Steudel will das Erbe Kalthoffs übernehmen und hat nicht gesehen, daß nur dessen erster Entwurf einheitlich war und daß ihn sein Urheber, weil er die Undurchführbarkeit erkannte, durch seine Verbesserungsmittel eigenhändig verdorben hat (s. o.). Gesehen hat Steudel, daß Kalthoffs Betrachtung der Evangelien als Niederschlag sozialer Manifeste undurchführbar ist; aber er findet in ihnen eine bewußte Durchführung der paulinischen Opfertheorie, gegen die die Reden Jesu auf jeder Zeile ein Protest sind. Und die Auskunft, der meiste Inhalt der Evangelien sei Füllsel, ist nur einer von den Beweisen dafür, mit welcher Leichtigkeit er sich über Probleme hinwegsetzt. Wenn seine Entscheidungen uns leider gar nicht mehr den klaren Blick erkennen lassen, um dessen willen wir ihn früher geschätzt haben, so vermissen wir bei dem Unternehmen, eine solche Fülle von Fragen auf 30 Seiten zu erledigen, auch den Ernst, den sie doch wohl verdienen. Jedenfalls beneiden wir Steudel nicht um das Publikum, das er durch so leicht hingeworfene Behauptungen etwa gewinnt.

Realpolitik.

Der König Peter von Serbien ist vom Kaiser von Rußland in seiner Hauptstadt empfangen worden. Der Zar aller Reußen hat schon von manchem kleinen Fürsten Besuch erhalten, und dann ist die Gastfreundschaft, die an Höfen üblich ist, geübt worden. Nach außen hin klingen dann die Trinksprüche weiter, welche bei der Tafel abgelesen werden. Sie sind berechnet für das Volk, für die Politik, unter Umständen auch für andere Fürstenhäuser. Meistens ist jedes Wort wohlerwogen, damit nicht etwas Unrichtiges aus solchen öffentlichen Reden herausgehört wird. Haben Gastherr und Gastfreund sich auch nicht besonders lieb, so werden doch die üblichen Freundlichkeiten und Höflichkeiten ausgetauscht. Sie sind ein Stück der Realpolitik unserer Tage.

Auch Nikolaus von Rußland und Peter von Serbien haben sich auf solche Weise freundlich begrüßt. Der Petersburger Hof hat als erster den Serbenkönig empfangen. Vielleicht ist es selbst dem Hofe sauer geworden. Denn der Serbenkönig hat eine etwas merkwürdige Vergangenheit. Eine etwas abenteuerliche Persönlichkeit. Königlich sieht er nicht gerade aus, hat auch unter den Königen früher nicht gerade Freunde gehabt. Ein Königsmord hat ihn auf den Thron gebracht. Ein Mord, so grausig und abscheulich, daß man's kaum lesen kann. Die einen sagen, er habe ihn angestiftet; andere, er habe jedenfalls darum gewußt. Dann nannte er sich durch Gottes Gnade König von Serbien.

Was der Herrgott zu solcher Diskreditierung seines Namens gedacht hat, wissen wir nicht. Er ist reservierter, als die Menschenkinder. Die anderen hohen Herrschaften haben denn doch gefühlt, daß der neue Serbenkönig in ihre Gesellschaft nicht passe, haben den politischen Verkehr zwar nach einiger Zeit mit dem Lande weiterpflegen müssen, aber sich persönliche Beziehungen energisch verbeten. Man muß zwar bei dem einen oder anderen „Vetter" auch einmal ein Auge zudrücken. Aber bei dem Herrn von Serbien geht auch das nicht. Er klassifiziert in einer anderen Gesellschaft.

Nun hat die Realpolitik wieder einmal einen ihrer Triumphe gefeiert. Der König von Serbien ist in Petersburg freundlich aufgenommen worden, und die ausgetauschten Trinksprüche sind so auf Brüderlichkeit gestimmt, wie bei allen anderen Fürstenbesuchen.

Jetzt wird der Serbenfürst sich rehabilitiert vorkommen. Denn wer in die russische Gesellschaft aufgenommen ist, wird für ganz Europa hoffähig. Mit anderen Worten: es ist nicht ausgeschlossen, daß auch Berlin einmal diesen serbischen Besuch erhält. Morgen oder übermorgen wird es ja nicht geschehen. Aber wir sind eben solche Realpolitiker, oder angeblich noch geschicktere, als die Russen. Also haben wir zu erwarten die Ehrenkompagnie am Bahnhofe, den Empfang am Brandenburger Tore durch den barhäuptigen Oberbürgermeister von Berlin, einige Ehrenjungfrauen, eine staunende, hurraschreiende Volksmenge, und dann hinterher das Höfische, was nicht unsere Sache ist. Vielleicht wird die politische Lage dann so sein, daß uns an der serbischen Freundschaft etwas gelegen ist; man kann das ja nicht wissen. Und die „Woche" bringt dann die üblichen Bilder.

Offen muß ich gestehen, daß ich eine gewisse Neugierde nicht unterdrücken kann. Wie werden wir uns dabei benehmen? Natürlich als Realpolitiker, wie wir nun einmal sind. Aber solche Politik geht ja eigentlich nur die Herren von der Zunft an. Eine etwas peinliche Lage! Religion, Ordnung und Sitte, die sonst auf unserer Fahne stehen, müssen wir dann wohl etwas zurückstellen. Und was wird das Oberhaupt von Berlin am Tore sagen? Und das Hurraschreien der Berliner Jungen, ich möchte es hören. Die Trinksprüche lesen wir dann noch am anderen Morgen. Ich kann es nicht verschweigen: ich bin neugierig und möchte es gern noch erleben. So etwas erlebt man nicht alle Tage.

Als Napoleon III. durch einen Gewaltakt sich zum Präsidenten und dann zum Kaiser gemacht hatte, wurde er von den europäischen Höfen noch lange Zeit geschnitten. Er hatte das Gesetz der Legitimität durchbrochen und auf die Bürger von Paris mit Kartätschen schießen lassen. Wie ein Blutmensch wurde er jahrelang in der Presse behandelt; die älteren unter uns werden es noch wissen. Als ob er der Antichrist der Apokalypse sei! Und dabei war er doch eigentlich noch ein sehr gesitteter Mann. Ja, wir sind realpolitischer geworden! Saxo.

Vom Büchertisch.

Ekstatische Konfessionen, gesammelt von Martin Buber. Jena, Eugen Diederichs, 1909. XXVIII und 239 S. Preis 6 Mark, gebunden 8 Mark.

Wieder ein Buch, mit dem der bekannte Verlag von E. Diederichs sich um unsere Kenntnis der Mystik verdient macht. Aus seiner ungemein reichen Lektüre auf dem Gebiet mystischen Empfindens und Denkens sowie visionären Schauens bietet uns M. Buber eine stattliche Auswahl größerer oder kleinerer Auslassungen, denen er eine geistvolle Einleitung über Ekstase und Bekenntnis vorausschickt.

Buber unterscheidet zwei geschichtliche Stadien in der Auffassung Gottes. „Zuerst scheint der Mensch mit dem Namen Gottes vornehmlich das erklärt zu haben, was er an der Welt nicht verstand, dann aber immer öfter das, was der Mensch an sich nicht verstand." (S. XIII.) In der Ekstase erlebt er das, was die Sinne und der Verstand nie erfassen, seine Einheit mit der Welt und dem Welt-Ich. Er führt diese Erlebnisse, die wie gewaltige Wetter über ihn kommen, auf Gott zurück. „Und was er von Gott meint, fühlt und träumt, geht wieder in seine Ekstasen ein, schüttet sich in einem Schauer von Bildern und Klängen über sie aus und schafft um das Erlebnis der Einheit ein vielgestaltiges Mysterium." (S. XV.) Diese Erlebnisse sind eigentlich unaussprechlich und drängen doch zur Äußerung. Der Ekstatiker „muß reden, weil das Wort in ihm brennt". (S. XXIII.) Er kann aber nur in Bildern reden und ist sich auch bewußt, daß er nur stammelt.

Die meisten „Bekenntnisse", die uns Buber darbietet, stammen aus christlichen Kreisen, und zwar aus den verschiedensten Zeiten vom 2. bis zum 19. Jahrhundert, vor allem aus Klöstern; doch ist auch die außerchristliche Ekstase durch manches Stück vertreten. Die Übersetzungen hat der Herausgeber fast alle selbst gemacht; die lyrischen Stücke hat er in Prosa übertragen, um den Sinn ganz treu wiedergeben zu können.

In diesen ekstatischen Bekenntnissen findet sich natürlich viel Verworrenes und Abergläubisches. Viele der hier redenden „Verzückten" werden dem nüchternen Verstande leicht als „Verrückte" erscheinen. Aber auch des wahrhaft Tiefsinnigen und Tiefinnigen enthalten sie viel, nicht immer bloß wie vereinzelte Perlen im Sande. So haben sie weit mehr als geschichtliches Interesse. Der bibliographische Anhang aber wird von denen besonders dankbar begrüßt werden, die sich eingehender mit der Geschichte der Mystik beschäftigen wollen.

Nicht ganz einleuchtend ist die Anordnung der einzelnen Stücke. Was in einem Anhang (S. 213 ff.) aus der indischen, chinesischen, jüdischen und christlichen Literatur noch zusammengestellt wird, hätte wohl auf verschiedene frühere Stellen verteilt werden dürfen. Vielleicht ist der Anhang das Ergebnis einer Nachlese. Doch die Hauptsache ist ja nicht das Wo, sondern das Was. Einige kurze erläuternde Anmerkungen mehr würden ferner den meisten Lesern erwünscht sein. So wird nicht jeder die lateinischen Kunstausdrücke aus dem katholischen Kirchenwesen, wie Complet und Venie (S. 108), verstehen; auch mit dem eingeklammerten Namen Brentano (S. 208 unten) als dem Pilger, von dem Katharina Emmerich spricht, wird nicht jedem Fragenden eine hinreichende Antwort gegeben sein.

Leipzig. P. Mehlhorn.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 16.

Berlin — Bremen.

20. April 1910.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Hat Jesus gelebt? — Die Berliner Stadtsynode. — Universität. — Aus Bayern. — Hartes Kirchentum. — Der Bremer Protestantenverein und Professor Arthur Drews. — Anzeigen.

Tagebuch.

Hat Jesus gelebt? Mit diesem Thema geht Professor Drews von Ort zu Ort. Nicht nur der Bremer Protestantenverein hat sich gegen die unsachliche Art der Debatte wissenschaftlich-geschichtlicher Fragen in seiner Erklärung (vergl. diese Beilage) gewendet, auch die Dortmunder Pfarrer haben eine Diskussion abgelehnt:

> Nachdem die Aufstellungen des Herrn Prof. A. Drews von den bedeutendsten Männern der deutschen Wissenschaft mehrfach mündlich und in gedruckter Form widerlegt worden sind, versprechen sich die evangelischen Pfarrer Dortmunds von einer Wiederholung der Berliner Vorgänge weder in wissenschaftlicher noch in religiöser Hinsicht irgend welche Förderung. Sie lehnen daher einmütig die Beteiligung an den in der reklamehaften Form eines „Religionsgesprächs im großen Stil" inszenierten Veranstaltungen von Professor Drews ab und werden denselben fern bleiben.
>
> Die evangelischen Pfarrer Dortmunds.
> J. A.: Brockhaus.

Das sollte und soll gewiß weder im Sinne der Bremer Freunde noch der Dortmunder Pfarrer die eifrigste Belehrungs- und Aufklärungsarbeit der Theologen für die Christengemeinden hindern. Wie wir durch den Verlag erfahren, zeigt die Art der Verbreitung der von Sodenschen Broschüre, daß nur wenige Pfarrer ernstlich ihren Vertrieb im Interesse der Gemeinde gefördert haben. Professor D. Rade hat in der „Christlichen Welt" dringend zur Massenverbreitung empfohlen. Es muß immer wieder gesagt werden: nicht theologisches Wissen und Können, nicht das „Interesse" für moderne „Probleme" und Kongresse, nicht die Kritik am bestehenden Kirchentum macht den liberalen Pfarrer, sondern die rastlose Kleinarbeit zur Weckung und Gestaltung persönlichen religiösen Eigenlebens in den einzelnen Gemeindegliedern, wie lebendigen selbstbewußten Gemeindelebens in den Einzelgemeinden für die Gesamtkirche, das ist seine Mission, seine Pflicht und Schuldigkeit, durch deren Erfüllung er ein Recht in der Kirche des Evangeliums erwirbt. Wie kann er aber dann eine so günstige Gelegenheit, wie sie jetzt mit Jesusvorträgen und in der Verbreitung von Jesusschriften sich bietet, ungenützt verstreichen lassen?

*

Die Berliner Stadtsynode hat am 11. April ihre Beratungen begonnen. Da auf Grund eines in der vorjährigen Tagung gefaßten Beschlusses „die Dauer einer ordentlichen Versammlung vier Sitzungstage *innerhalb eines Zeitraums von drei Wochen*" betragen darf, ist zu erwarten, daß diesmal wichtigere Gegenstände zur Vorberatung *Kommissionen* übergeben werden und so die Tagung länger währen wird, als in früheren Jahren. Der ordentliche Haushaltsplan für 1910 schließt in Einnahme und Ausgabe mit 5284200 M. ab, 144800 M. weniger als im Vorjahre, aber immerhin mit recht erheblicher Summe. Von dieser gehen, ohne daß die Stadtsynode die Möglichkeit hätte, dabei mitzuwirken, *auf Grund Beschlusses der in ihrer Mehrheit orthodoxen Provinzialsynode*, 59,833 % der für 1909/11 festgesetzten Matrikel, d. s. nicht weniger als 2209420 M. Beiträge zu den landeskirchlichen Umlagen ab. Für Berlin bleiben also nur noch verwendbar 3074580 M. Davon entfallen auf die allgemeine Verwaltung 345142,50 (gegen 335918,50 im Vorjahre), auf die *Schuldenverwaltung* 848581,99 (gegen 702151,97), auf Predigergehälter 753238,92 (gegen 841345,20). In der Summe von 753238,92 M. für Predigergehälter sind enthalten 63500 Mark für Predigergehälter sind enthalten 63500 M., die notwendig sind, um den Berliner Pfarrern die Erreichung des Höchstgehaltes mit 24 (statt 27) Dienstjahren zu ermöglichen, wie es bei den Pfarrern außerhalb Berlins nach dem Pfarrbesoldungsgesetz der Fall ist. Infolge des Anschlusses der Berliner Regulativstellen an die Alterszulagenkasse erhält die Stadtsynodalkasse von der Alterszulagenkasse 155000 Mark jährlich mehr an Rückzahlungen als Einzahlungen erfolgen. Von den 155000 M. sollen 63500 M. den Berliner Pfarrern zugute kommen. Es ist voraussichtlich für lange Zeit die letzte Gelegenheit, die Berliner Pfarrer den außerhalb Berlins amtierenden Geistlichen gleichzustellen, da bekanntlich über 20 % Kirchensteuer nicht hinausgegangen werden soll. Die Gemeindehelfer kosten der Stadtsynode bereits 48250 Mark (statt 28000) Zuschuß zu den vom Oberkirchenrat bewilligten je 1500 Mark für die Gemeinde. Deutlich wird die Finanznot der Stadtsynode bei dem Titel: Bauten und Reparaturen, der statt 159502,26 M. im Vorjahre 123284,82 M. auswirft. Für Einrichtungskosten für die Zentralkirchhöfe sind nur 163500 statt 463675 Mark ausgesetzt. Der außerordentliche Etat sieht für Bauten von Kirchen vor 333338,56 statt 1011149,58 M. Mit Zahlung der letzten Raten für schon bewilligte Bauten sind auch die Anleihemittel erschöpft, und wäre der Ankauf des Grundstücks Lausitzerstraße 30 — Kottbuser Ufer 28 mit 284326,90 Mark von den kirchlichen Behörden genehmigt worden, dann wären schon jetzt die Mittel für Beendigung begonnener Bauten nicht mehr vorhanden. Schließlich sei noch bemerkt, daß im Sonderhaushaltsplan der Kirchhofsverwaltung 175000 M. und 100000 M. Verwendung finden, deren Eingang noch wird abgewartet werden müssen. Summa: was die Kirchlich-Liberalen bei der bedenklichen Finanzpolitik der orthodoxen Mehrheit seit langem prophezeit haben, Erhöhung der Kirchensteuer und Erhebung neuer Anleihen, sind nur mühsam vermieden. Wie lange? — —

Am 12. April hat sich die Synode bis zum 25. und 26. April vertagt, nachdem sie einen Teil des Etats erledigt und eine Kommission zur Beratung der Kirchhofsverwaltung gewählt hatte. Die obenerwähnte Gehaltserhöhung der Pfarrer wurde gegen eine kleine Minderheit auf orthodoxer Seite bewilligt. Das Anfangsgehalt beträgt demnach 3000 M. und 1500 M. Mietsentschädigung, steigend von 3 zu 3 Jahren mit 500 M. bis zur Höhe von 7500 M. Die ersten Geistlichen erhalten außerdem 500 M. jährlich für die Führung der Amtsgeschäfte.

*

Universität. Die Professoren D. Feine-Wien und Professor D. Schlatter-Tübingen haben einen Ruf an die theologische Fakultät Halle erhalten, der letztere als Nachfolger für D. Haupt. Schlatters Weggang würde, nach Aeußerungen des „Kirchl. Anz. für Württemberg", einen großen Verlust für diese Universität bedeuten. Professor D. Feine hat den Ruf bereits angenommen.

*

Aus Bayern. Der Ausschuß der Generalsynode hat vom 9. bis 12. März in München getagt und über die Kosten, die Geschäftsordnung, die Vorlagen und den Termin der bevorstehenden Steuersynode verhandelt. Die Kosten sollen leihweise der Pfarrunterstützungskasse entnommen werden, die Geschäftsordnung soll auf Grund von Art. 3 des Gesetzes vom 15. August 1908 in Anlehnung an diejenige der Generalsynode festgestellt werden. Die Vorlagen wurden zunächst dem Ausschuß vertraulich mitgeteilt. (*Hoffentlich erfährt auch die Oeffentlichkeit rechtzeitig vorher von ihnen, anders als in Preußen, wo man Ueberraschungen liebt.*) Die Steuersynode wird voraussichtlich am 24. Mai in Ansbach zusammentreten.

Hartes Kirchentum.

In des Karfreitags unmittelbarster Nähe flog ein Blatt auf meinen Schreibtisch, das in der Buchhandlung der Freien Kirchlich-sozialen Konferenz erschienen, zur Massenverbreitung in den Gemeinden empfohlen wurde, um dem Austritt aus der Landeskirche zu steuern. Dies Flugblatt ist beachtenswert, nicht weil es seinem Zweck entspricht, sondern weil es zeigt, wie sehr man sich in bestimmten Kreisen, pochend auf den Alleinbesitz der Rechtgläubigkeit, von dem Geiste unseres Karfreitagshelden entfernt hat. Es tritt in ihm die Auffassung einer seligmachenden Kirche, eine Verkennung des wahren Wesens der Frömmigkeit zutage, die wahrhaft

erschreckend ist. In echt mittelalterlicher Weise hat man nur Drohungen für die Austretenden bereit, wen will man damit schrecken? Männer? Solche Drohungen wirken nur auf Kinder. Der wahrhafte und aufrechte Mann aber wird gegen derartige Insinuationen protestieren, die ihren geistigen Vater in bedenklichem Lichte erscheinen lassen, er wird sich um so lieber von der Kirche trennen und um so zuversichtlicher in Kampfstellung gegen sie treten, als sie selber unzweideutig den Grundsatz proklamiert: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Es werden zunächst die Güter aufgezählt, welche die verlieren, die aus der Kirche austreten.

„Wer aus der Kirche austritt, aber wünscht, daß sein Kind *konfirmiert* werde, will kirchliche Ehren *erschleichen*, auf die er kein Anrecht mehr hat. Er handelt unwürdig, und die Kirche kann in der Regel die Kinder Austretender nicht konfirmieren."

In diesem Tone geht es weiter. Konfirmation, Taufpatenschaft, kirchliche Trauung, kirchliche Beerdigung und die Taufe der Kinder, das sind die Güter, die den Austretenden abgesprochen werden. Das bessere Herz des Flugblattschreibers fühlte das Unchristliche, darum versichert er am Schluß mit frommem Augenaufschlag, daß man „nicht einem unbarmherzigen Wesen" das Wort reden wolle. Viel interessanter wäre es gewesen, zu hören, wer dem Schreiber die Vollmacht zu solcher Rede geliehen hat. Ist die Taufe eine kirchliche Einrichtung oder ist sie Eigentum der Christenheit? Wollen die ordnungsmäßig Berufenen nicht ihre Pflicht erfüllen, nun so werden sich die Laien an ihr Recht des allgemeinen Priestertums erinnern. Nicht verweigern sollte die Kirche die Taufe, sie sollte sie mit Freuden erteilen und sorgen, daß die jungen Kinder besser die Notwendigkeit und die Segnungen der Kirche lernen, wie die Alten, sie sollte den Forderungen der Zeit Rechnung tragen, auf daß sich jene, erwachsen, in ihr wohlfühlen können. Aber ihr sucht euern Schritt zu decken: wer austritt, bietet keine Sicherheit für die christliche Erziehung der Kinder. Ist denn Kirche und Christentum dasselbe? Bietet das Sein in der Kirche euch die verlangte Sicherheit? So weltfremd ist niemand, um das zu glauben. Weiter geht das Recht auf Taufpatenschaft verloren. Auch diese Drohung setzt die Identifizierung von Kirche und Christentum voraus. Dazu ist jene Einrichtung so ausgehöhlt, so ihres Inhalts entleert, daß es sich wahrhaftig nicht lohnt, sie als Schanze zu benutzen. Die wahren Paten der Kinder werden immer da sein und nie nach dem Segen der Kirche fragen. Die kirchliche Trauung werden die Ausgetretenen kaum begehren. Möchte man dafür sorgen, daß die Zurückgebliebenen sie verlangen, wird sie aber von jenen verlangt, soll man sich dem Wunsche nicht entziehen, man gibt sonst eine Gelegenheit preis, jene wiederzugewinnen. Die geistliche Begleitung bei Beerdigungen kann nur der verweigern, der zu den Toten spricht und nicht zu den Lebenden. Nun aber das Schlimmste: „*Wer aber aus jeder christlichen Kirche austritt, ist ärger wie ein Heide, der nie von Jesus Christus gehört hat*, denn er hat den Glauben verleugnet." Ganz abgesehen davon, daß es nicht christlich ist, die Heiden als „arg" zu bezeichnen, muß man energisch gegen solche Anmaßung protestieren, die hier von den Glaubensrichtern an den Tag gelegt wird; hat etwa Luther seinen Glauben verleugnet, als er die katholische Kirche verließ? Ja, wenn das der Geist unserer Kirche wäre, den dies Flugblatt atmet, dann könnte man verstehen, daß mancher austritt, um seinen Glauben zu retten.

Man traut seinen Augen nicht bei dem Satze: „Wer aus der Kirche austritt, aber in einer wirtschaftlichen Notlage den Weg zum Pfarrer oder zur Gemeindediakonisse geht und hier Unterstützung erwartet, handelt gewiß nicht, wie es einem *aufrechten Manne* ziemt." Nein ihr Frommen, nicht zu euch zu kommen braucht der Notleidende, ihr müßt ihm helfen und *zu ihm gehen*. Oder gilt für euch nicht die Geschichte von dem Menschen, der von Jerusalem nach Jericho ging und unter die Mörder fiel; wollt ihr euch wohlfühlen in der Rolle des Priesters und Leviten, die den Hilflosen liegen ließen, nur weil er nicht ihren Katechismus kannte? Tut es! Die Armen aber mögen es wissen, daß sie das Recht auf Hilfe nie verlieren, und daß der aufrechteste Mann, auch wenn er aus der Kirche ausgetreten ist, sich um Hilfe an seinen Bruder und seine Schwester wenden darf, mögen diese Pastoren und Diakonissen sein, und er wird Hilfe finden, sofern sie Menschen geblieben sind. Wir Pastoren aber werden uns niemals zu Schnüfflern herabwürdigen lassen, die erst ein Glaubensexamen anstellen, bevor sie helfen.

Eine Kirche, die das verlangt, hat den Anspruch verloren, eine christliche genannt zu werden, und Luther und Melanchthon würden sich von ihr abwenden, ebenso die andern Männer, die hier als Gesinnungsgenossen vom Flugblattschreiber in Anspruch genommen werden. Doch sie leben räumlich oder zeitlich so weit entfernt, daß der einfache Mann nicht prüfen kann. Was Wunder, daß auch da Goethe angeführt wird. Gewiß ein Christ war er, aber von dem orthodoxen Kirchenchristentum hat er sich mit Schaudern gewendet und würde es heute auch tun. Doch das macht nichts aus. 50 Jahre nach dem Tode kann die katholische Kirche heilig sprechen, da darf die evangelische nicht zurückbleiben, vielleicht wird auch nochmal Lessing in jene Würde erhoben, wenn der erfinderische Geist eines Frommen bei ihm ein passend Sprüchlein findet.

Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so ernst wäre. Das Flugblatt zeigt einen Pharisäergeist, der unserer Kirche die schwersten Wunden schlägt. Anstatt an die eigene Brust zu schlagen und Buße zu tun für eigene Schuld, sieht man nur die Fehler der andern, brüstet man sich mit seiner Vortrefflichkeit, ohne eine Ahnung zu haben von ihrer Armseligkeit.

Den Schaden von diesem Vorgehen hat die evangelische Kirche und ihre Pastoren. Die Verärgerung gegen jene muß wachsen, die Arbeit der Pastoren wird immer mühseliger und erfolgloser durch solch leichtfertige Schreiberei. Das Böse wird durchs Böse gesteigert, Schlechtes nur durch Gutes überwunden. Hier kann nur Liebe retten und helfen, warmherzige Menschenliebe. Wer nicht in ihrem Namen spricht, sondern im Richtegeist der jüdischen Synagoge, hat kein Recht, im Namen der Kirche des Evangeliums zu sprechen.

Ostern wurde eine Kollekte eingesammelt für die Mission unter den Heiden. Wir freuen uns herzlich über die Ausbreitung des Evangeliums, aber laßt nicht ab, für das Recht unserer Christen zu sorgen, denn sonst hat der Dichter Recht:

In seinem Vorbild, seinem Wort
Lebt Jesus Christus ewig fort.
Ihr aber wollt in unsern Tagen
Ihn wieder schmachvoll an das Kreuz,
Ans Kreuz des toten Buchstabs schlagen.
Und ob ihr hunderte gewannt
Dem Christentum im Land der Heiden,
Ihr werdet es im Vaterland
Tausenden verleiden.

Der Bremer Protestantenverein und Professor Arthur Drews.

Erklärung.

An den Bremer Protestantenverein ist von seiten des Bremer Monistenbundes eine Einladung ergangen, in öffentlicher Versammlung mit Herrn Professor Artur Drews über die bereits an vielen Orten von ihm durchgesprochene Frage, ob Jesus gelebt habe, zu diskutieren.

Die Theologen des Protestantenvereins sehen sich, im Einvernehmen mit dem Vereinsausschusse, genötigt, diese Einladung mit einer motivierten Ablehnung vor der Öffentlichkeit zu beantworten. Und dies aus folgenden Gründen:

Alle Theologen des Bremer Protestantenvereins sind sich darin einig, daß *die Frage, ob Jesus gelebt habe, als solche keine religiöse, sondern eine historisch-wissenschaftliche Frage ist*. Es wäre auch schlimm um das Christentum als Religion bestellt, wenn seine Existenzkraft von der Frage abhinge, ob irgend jemand

ehedem gelebt habe oder irgend etwas ehedem geschehen sei, und wenn es sich dabei um den größten Menschen und um das bedeutendste Geschehnis handelte. Jede wahre Religion lebt nicht von „zufälligen Geschichtswahrheiten", sondern von „ewigen Vernunftswahrheiten"; sie lebt nicht von ihrer mehr oder minder feststellbaren und stets im Streitfeld der Geschichtswissenschaft liegenden Vergangenheit, sondern sie lebt von den lebendigen Kräften, die sie aus den Tiefen der Unmittelbarkeit täglich neu in den Seelen entbindet.

Bis heute hat aber das Christentum als Gotteskindschaft die größten und edelsten Grundkräfte der Seele immer wieder in der Menschheit entbunden und erneut: das große Vertrauen zur waltenden Gottheit selbst, die höchstgespannte sittliche Selbstachtung und jene wahre Nächstenliebe, die, was sie von andern fordert, ihm auch stets ihrerseits zu gewähren bereit ist. Was man demgegenüber heute an anderen und nun gar „philosophischen" Religionen aufzuweisen und in mancherlei Systeme gebracht hat, kommt als Volksreligion weder in Frage, noch hat es irgendwelche tieferen religiösen und sittlichen Kräfte aufzuweisen, als eben jene christlichen.

Alle diese vornehmsten religiösen Kräfte des Christentums sind aber innerhalb unserer heutigen Religiosität zuletzt ganz unabhängig von der Frage, ob Jesus gelebt hat, und deshalb können wir diese Frage, wie sie auch schließlich beantwortet werde, mit aller Ruhe und Sachlichkeit dem Forum übergeben, vor das allein sie gehört. Dies Forum ist aber unter keinen Umständen die Volksversammlung, sondern, wie das unter ernsten geistigen Arbeitern selbstverständlich sein sollte: die Fachkritik, die historische Wissenschaft, der Gelehrtenkongreß.

Bereits der Kalthoffsche Streit um das Christusproblem, der uns in eingehender und mannigfach befruchtender Weise beschäftigt hat, hat in uns die grundsätzliche Erkenntnis vertieft, daß um der Wissenschaft und um der Laienwelt willen religiös-sittliche und rein historische Fragen nicht in denselben Topf geworfen und nicht derselben Behandlung unterstellt werden dürfen. Die heiße Temperatur religiös-sittlicher Willensbewegungen und die kühle Temperatur historisch-wissenschaftlicher Untersuchungen schließen sich gegenseitig aus. Zu einem „Religionsgespräch" die Massen einzuladen, dann eine historisch-wissenschaftliche Frage, innerhalb deren nur die ausgezeichnetsten Forscher urteilsfähig sind, zur Verhandlung und Diskussion zu bringen und damit die Entscheidung dem Beifall oder dem Zischen derer auszuliefern, die hier unmöglich urteilsfähig sein können: das läßt sich im Grunde weder vor der Laienwelt, der man doch dienen möchte, und noch viel weniger vor der Wissenschaft verantworten.

Ganz anders läge die Sache, wenn es sich um eine Diskussion religiös-sittlicher Meinungen handelte. Wer da Neues und Lebenswertes bieten zu können glaubt, hat das volle Recht, es sofort vor der breiten Öffentlichkeit und mit jener agitatorischen Kraft und Glut zu vertreten, die nun einmal aller religiös-sittlichen Propaganda eignet. Denn hier bringt ja jeder Zuhörer, wer er auch sei, in sich selber die persönlichen inneren Maßstäbe mit, an denen er den Wert oder Unwert der vorgetragenen und stets im Subjektiven verankerten religiösen und moralischen Meinungen für seine Person und Subjektivität abzumessen vermag.

Aber jeder historisch-wissenschaftlichen Frage gegenüber, und zumal gegenüber einer von solcher eminenten Schwierigkeit und Verwickeltheit der tausenderlei Einzelfragen, befindet sich der Laie — übrigens mit ihm auch der größte Teil der von der Praxis stark beanspruchten Theologen — einfach in der inneren Unmöglichkeit, mit gutem Gewissen ein entscheidendes Urteil zu bilden und zu fällen. Er vermag ja selber die in Frage kommenden Geschichtsquellen weder eingehend zu prüfen noch bis ins Einzelne kritisch zu beurteilen, sondern sieht sich lediglich — und zumal bei schnell vorüberrauschenden Redegefechten — der mehr oder minder geschickten rednerischen Benutzung, Auswahl und Aufmachung des Quellenmaterials ausgeliefert.

Und deshalb sagen wir: Meint es der Laie in dieser Angelegenheit gut und ernst mit sich, so nimmt er eine zuwartende Haltung ein, und meint es die Wissenschaft gut und ernst mit ihm, so führt sie zur Erledigung solcher schwierigsten historischen Probleme nicht in allen Städten öffentliche Redekämpfe auf, sondern bittet die Laienwelt, sich mit ihrem Schlußurteil zu gedulden, bis die Fachwissenschaft selber in der Lage sei, ein abschließendes Urteil zu fällen.

Dies Warten ist gewiß oft schwer und fordert von Laien wie Gelehrten ein Maß von Selbstverleugnung, das nicht jedem gegeben ist. Aber unwürdig ist das schnellfertige Aburteilen oder gar Verächtlichmachen der ganzen theologisch-historischen Fachwissenschaft. Und was auch immer Drews durch seine agitatorische Weise zur Beschleunigung der betreffenden Untersuchungen und zur Erweiterung ihrer Basis beigetragen haben mag, wir müssen dennoch jene Ungeduld, die innerhalb der heißen Temperatur der Massenversammlungen das entscheiden will, was ruhigster, kühlster Sachlichkeit allein zu entscheiden möglich ist, als die Sache schädigend durchaus ablehnen. Denn eben durch diese Ungeduld wird die religiöse Klarheit innerhalb der Laienwelt nicht gefördert, sondern getrübt. Die religiösen und historischen Fragen werden ineinander geschoben, und ihre scharfe Trennung, die schon Lessing im Interesse der Religion mit Nachdruck gefordert hat, wird im Massenbewußtsein immer unmöglicher. Die Folgen des Berliner sogenannten „Religionsgespräches" waren doch eben diese, daß nun erst recht die spontane religiöse Glut durch ein noch größeres Massenaufgebot der „Rechtgläubigkeit" sich zum entscheidenden Richter auch innerhalb dieser historisch-wissenschaftlichen Frage aufgeworfen und zu einem nicht ungefährlichen Selbstbewußtsein emporgetrieben hat.

Und wie hoch oder niedrig schließlich auch die Drewsschen Untersuchungen eingeschätzt zu werden verdienen, er selber ist mitschuldig an dieser erneuten, heillosen Vermengung der historischen und religiösen Fragestellungen, und zwar dadurch, daß er sich als Wanderredner dem auf religiöse Propaganda alles abzweckenden Monistenbunde verschrieben und damit von vornherein und unausweichlich die kühle historische Frage zu einer solchen der religiösen Selbsterhitzung gemacht hat.

Es dürfte unseres Erachtens sehr schwierig sein, dies Vorgehen vor dem Forum der Wissenschaft zu rechtfertigen, und man wird es niemanden verübeln können, wenn er die Empfindung gewinnt, daß hier ganz andere Interessen verfolgt werden, als wie sie mit dem verhandelten Thema selber, als einem historischen, gegeben sind. Es ist doch zum mindesten sehr eigentümlich, daß sich mit einem Male im Monistenbunde die heftigsten Gegner, Idealisten und Materialisten, Hartmannianer und Haeckeljünger, friedlich die Hände reichen und unter sich die Streitaxt vergraben, bis sie — ja bis sie den Dritten überwunden haben, den gemeinsamen Feind: das Christentum. Ecrasez l'infame! Man möchte das Christentum vernichten. Nicht das historische Interesse, sondern der religiöse Wille oder vielmehr Widerwille gegen das Christentum ist der spiritus rector und eint vorläufig die Gegner. Man hofft aber das Christentum eben dadurch vernichten zu können, daß man seinen Stifter wegbeweist. Ohne diese Hoffnung wäre es u. E. völlig unbegreiflich, daß der Monistenbund, der doch wahrlich alles andere als ein historisch-wissenschaftlicher Verein, vielmehr ein Sammelbund von allerhand religiös unbefriedigten Elementen ist, eine solche agitatorische Kraft und Arbeit an eine ganz außerhalb seines Feldes und seiner Kompetenz gelegene historische Frage verschwendete.

Denn wenn dieser Bund durch seine Theologen und Philosophen von vornherein zur vollen Klarheit darüber gebracht worden wäre, daß die Frage, ob Jesus gelebt habe, als solche weder eine religiöse sei, noch um der Wissenschaft willen als solche verhandelt werden dürfe; daß ferner die Existenz des Christentums durchaus nicht an die Bejahung oder Verneinung dieser Frage geknüpft sei, auch wenn sie fälschlicher Weise noch von sehr vielen Menschen an sie geknüpft werde: dann hätte er sie unmöglich durch seine Art und Weise der Behandlung zum Zankapfel eben des religiösen Kampfes machen können und dürfen. Er würde sich vielmehr gefragt haben, was er denn eigentlich als „Monisten"-Bund mit dieser Frage zu tun, und ob er mit ihrer historischen Erledigung mehr zu tun habe, als etwa mit der, ob Sokrates gelebt und Bacon die Dramen Shakespeares geschrieben habe. Und wenn er an die letzteren Fragen sicherlich keine Kraft verschwenden und wohl auch kaum das Beifallklatschen der Menge für ihre sachlich-historische Erledigung vorteilhaft finden wird, dann mag er sich fragen, warum er in diesen Fällen so urteilt, und wird dann auch begreifen, warum wir in jenem Falle nicht mittun, wo die historische Frage nach der Existenz Jesu anders behandelt werden soll, als es bisher in Deutschland und vor deutscher Wissenschaft gute Sitte war.

Daß unsere Berliner Freunde auf die Drewssche Herausforderung eingehen und die Klingen mit ihm kreuzen mußten, war für sie erforderlich und durch die Art und Weise, in der es geschah, auch der Klarstellung der Sachlage entschieden dienlich. Hätten sie anders gehandelt, so hätten sie, die noch unter schwerem kirchenregimentlichem Drucke stehen, sich dem sofortigen und triumphierenden Vorwurf der Feigheit ausgesetzt. Wir aber, die wir im freien Bremen die prinzipielle Seite dieses Kampfes seit Kalthoffs Tagen wiederholt in Versammlungen und unter voller Redefreiheit zur Klärung gebracht haben und niemandes Christentum an ein historisches Urteil binden, dürfen schon deshalb erwarten, daß man uns mit jedem derartigen Anwurf verschone und nicht etwa auch uns gegenüber von „mit raffinierter Kunst bewerkstelligten Beschwichtigungsversuchen" rede. Es soll hier nichts „beschwichtigt" wer-

den, wohl aber ist es Zeit, daß die Sache nun endlich wieder in die Bahnen gelenkt werde, die allein eine Gewähr des sachlichen Fortschrittes garantieren. Denn das hat schließlich durch die Berliner Zeitungsberichte, die in die ganze deutsche Presse übergegangen sind, jeder, der sehen will und kann, sehen müssen, daß es sich hierum eine Frage handelt, von der auch die feindseligste Kritik gestehen muß, daß sie zum mindesten wissenschaftlich noch unentschieden und mithin nur durch weitere und gründlichste Einzelforschung zu entscheiden sei. Wollen trotzdem Professor Drews und der Monistenbund um ihrer zweiten und religiös-propagandistischen Motive willen von einer agitatorischen Weiterverhandlung dieser Frage nicht lassen, so mögen sie es tun, aber ohne uns, die wir kein Interesse daran haben können, unter Trübung des sachlichen Urteils den Parteiinteressen des Monistenbundes Vorspanndienste zu leisten.

Wir werden vielmehr, wie bisher, so auch in Zukunft nach unserer Kraft dafür zu wirken versuchen, daß das christlich-religiöse Bewußtsein entwickelt, geläutert und gekräftigt werde. Über den Stand der historischen Fragen werden wir unsere Mitglieder in leidenschaftsloser Weise auf dem Laufenden erhalten. Und wir können das, weil wir, bei aller Pflege und Würdigung der historischen Lebenszusammenhänge und bei aller Verehrung der religiösen Genien, als der mächtigsten religiösen Lebenswecker und edelsten Anschauungsbilder dessen, was wahre Religion ist, doch im Bunde mit diesen Genien selber die Religion niemals auf die Vergangenheit festnageln.

Ob Jesus gelebt hat oder nicht gelebt hat, ist für unser religiöses und christliches Leben zuletzt gleichgültig, wenn es nur wirklich religiös und christliches Leben ist und seine lebendige Kraft an unserer Seele und unserem Handeln bewährt. Jedenfalls aber hat keiner, der dieses Zeugnis des christlichen Geistes lebendig in sich selber trägt, irgendwelche Veranlassung, sich durch die Drewssche Fragestellung tiefer beunruhigen zu lassen.

Wir selber sind zwar auf Grund unserer geschichtlichen Studien der Ansicht, daß Jesus gelebt hat, und daß nur der Geist dieser außerordentlichen religiösen Persönlichkeit das edelste Wortgut des neuen Testamentes hat prägen und jene Entwicklung hat einleiten können, durch die die antike Welt zu Grabe getragen und eine neue Welt der Religion hat geboren werden können. Im Reiche des religiösen Lebens ist, wie im Reiche der Kunst, die Idee zweiten, die Persönlichkeit ersten Ranges. Aber ob nun im geschichtlichen Urteil über Jesu Existenz schließlich wir oder ob Drews Recht behält, das Christentum selber hängt nicht daran, und die Entscheidung darüber wird fallen durch das Urteil der historischen Wissenschaft und nicht durch den Beifall oder Nichtbeifall des Publikums.

Aus all diesen Gründen empfehlen wir unseren Freunden ein ruhiges und abwartendes Vertrauen zur Wissenschaft und lehnen die an uns ergangene Einladung des Monistenbundes ab.

Der Ausschuß des Bremer Protestantenvereins.
R. Emde, Vorsitzer.

Eine Pastorstelle

an unsrer Gnadenkirche — erste Grundgehalts- und Versicherungsklasse mit Dienstwohnung — wird infolge Emeritierung des Stelleninhabers frei. Termin der Wiederbesetzung 1. November d. J. Bewerber wollen ihre Meldungen mit Lebenslauf und Zeugnissen bis zum 8. Mai an uns richten.

Hirschberg Schles., den 14. April 1910.

Der Gemeindekirchenrat.
Schmarsow, Pastor.

Die Person Jesu im Streite der Meinungen der Gegenwart.

Vortrag
von
D. Paul Wilh. Schmiedel
o. Professor der Theologie in Zürich.

Preis 40 Pf.

Verlag von M. Heinsius Nachfolger in Leipzig.

Th. Mannborg, Leipzig-Li. Angerstrasse 38.
Königl. Hoflieferant.
Erste Harmonium-Fabrik in Deutschland nach Saug-windsystem.
Höchste Auszeichnungen.

Harmoniums

in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken.

Zuckerkranke

erhielten noch Hilfe, wo die Kunst erster ärztlicher Autoritäten versagte, durch

Ludwig Bauers
Spezial-Institut für Diabetiker
Koetzschenbroda-Dresden.

Sprechzeit wochentags 8—12 Uhr. Das ganze Jahr geöffnet. Praktisch bewährte Diabetes-Therapie „Bauer“. Aerzte bezw. deren Angehörige sind stets in Kur. 5000 Patienten behandelt. Die so problematischen Brunnen-Kuren fallen weg.

Empfehlen unsere selbstgekelterten

Ahr-Rotweine

garantiert rein von 90 Pfg. an pr. Liter, in Gebinden von 17 Liter an und erklären uns bereit, falls die Ware nicht zur größten Zufriedenheit ausfallen sollte, dieselbe auf unsere Kosten zurückzunehmen. **Proben gratis und franko.** **Gebr. Both, Ahrweiler Nr. 10.**

Empfehle reine Weine

in Flaschen und Gebinden (Fässchen von 25 Ltr. an), **Weissweine** pro Liter od. Fl. inkl. Glas von 70 Pf. an, **Rotweine** pro Flasche inkl. Glas von 90 Pf. an. Für die **Konfirmations-, Oster- u. Pfingstfesttage** Sortimentskisten von 12 u. mehr Flaschen inkl. Glas und Kiste von 12 M. an.

Peter Freisem
Langenlonsheim a. d. Nahe.

Nervennahrung

für Nervöse und Nervenschwache **nach Dr. Kaeppel,** Langjähr. Chemiker in Bad Neuenahr, **ist ärztlich empfohlen.** Ueberraschender Erfolg schon nach kurzem Gebrauch. Preis **M. 5,—** franko! Zu haben in Apotheken oder direkt bei

Dr. Kaeppel & Co., Barmen.
Belehrende Broschüre gratis.

Damentuche, direkt aus der Fabrik, vornehmste Qualität, 130 cm breit, Meter **3,20 M.** (2 bis 3 M. pro Meter billiger als in Handlg.) **Camillo Junghanns, Mülsen St. Micheln (Post: Mülsen St. Jacob, Sa.).**

Soeben erschienen:

11.—20. Tausend.

von Soden contra Drews!

Hat Jesus gelebt?

Aus den geschichtlichen Urkunden
beantwortet von
Professor D. Hermann von Soden.

8° 3½ Bogen. Preis 50 Pf.

Protestantischer Schriftenvertrieb
Berlin-Schöneberg, Eisenacherstr. 45.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag: Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, Eisenacherstraße 45. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.